

Zeitschrift:	Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Soziale Arbeit
Band:	- (2012)
Heft:	12
Artikel:	Rekonstruktion biografischer Verläufe von Verdingkindern : lebenslang eine Suche nach "Normalität"
Autor:	Freisler-Mühlemann, Daniela
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-832463

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Daniela Freisler-Mühlemann

Rekonstruktion biografischer Verläufe von Verdingkindern

Lebenslang eine Suche nach «Normalität»

Dieser Aufsatz gibt Inhalt und Befunde einer qualitativen Studie über die biografische Erfahrung von Menschen wieder, die als Heranwachsende in der Schweiz der 1930er- bis 1950er-Jahre «verdingt» wurden. Der Begriff der «Verdingung» bezeichnet die Fremdplatzierung von Kindern, die für ihre Arbeitsleistung Kost und Logis erhielten, während die Pflegefamilie für die Aufnahme des fremden Kindes finanziell entschädigt wurde. Welche Bedeutung die Verdingung für die Betroffenen hatte und wie sie ihr ganzes Leben geprägt hat, war die zentrale Frage der nachfolgend in zusammengefasster Form vorgestellten Studie. Darin wurden fünf Lebensgeschichten kontrastiv verglichen und analysiert, die in narrativen Interviews erfasst und mit biografischen Methoden rekonstruiert wurden. Die Studie zeigt, wie Menschen, die in ihrer Kindheit und Jugend verdingt wurden, zeitlebens auf der Suche nach «Normalität» waren – nach elementarer sozialer Achtung, Zugehörigkeit und emotionaler Sicherheit. Das Selbstverständliche des gelebten Alltags, das unter normalen Umständen in der primären Sozialisation vermittelt wird, blieb diesen Kindern vorenthalten und liess sie lebenslang danach suchen.

Einleitung und Problemstellung

Das Verdingkinderwesen ist ein schweizerisches, süddeutsches und norditalienisches Phänomen des 19. Jahrhunderts, das bis in die 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts hinein existierte. Neben dem Begriff «Verdingkinder» sind auch die Bezeichnungen «Kostkinder», «Schwabengänger» (im Raum Österreich) oder «Kaminfeger» bzw. «Spazzacamini» (Tessin/Oberitalien) bekannt (vgl. Akermann/Furrer/Jenzer 2011; Leuenberger/Seglias 2008). In der hier vorgestellten Studie geht es ausschliesslich um Kinder, die in den 1930er- bis 1950er-Jahren in der Schweiz verdingt wurden. Dennoch war es wichtig, die Gründe für die Entstehung des Verdingkinderwesens allge-

mein zu beachten. Bis zur Einführung der Alters- und Hinterlassenensicherung (AHV) in der Schweiz im Jahr 1948 mussten kranke und alte Menschen sowie ärmere Handwerker-, Arbeiter- und Bauernfamilien oft unter kläglichen, menschenunwürdigen Umständen leben. Neben Familien, die unter «reeller» Armut litten und auf amtliche Unterstützung angewiesen waren, gab es auch solche, die aus amtlicher Sicht in «selbstverschuldeter» Armut lebten und deswegen keinen Anspruch auf Hilfe hatten. Der repressive Charakter des schweizerischen Armenwesens verstand Armut als Folge individuellen Fehlverhaltens und schrieb die Ursachen dem armen Menschen selbst zu (vgl. Leuenberger/Mani/Rudin/Seglias 2011). So ging es dem Sozialstaat weniger darum, Armut zu bekämpfen, als der Kluft zwischen Armen und Reichen die bedrohliche Schärfe zu nehmen (vgl. Aermann et al. 2011, S. 6). Seit Beginn des 19. Jahrhunderts waren vorwiegend die Gemeinden für die Unterstützung der in Armut lebenden Bevölkerung zuständig. Die Fremdplatzierung von armen Erwachsenen und Kindern als Arbeitskräfte – auch Verdingung genannt – stellte für die örtliche Behörde eine Möglichkeit dar, dieser Not zu begegnen. Indem die Gemeinden aufnahmewilligen Familien Kinder als Arbeitskräfte anboten und ihnen dafür ein Kostgeld zahlten, wurden sie finanziell entlastet. Meist bekam diejenige Familie das Kind zugesprochen, die am wenigsten Kostgeld für die Aufnahme des fremden Kindes forderte (vgl. Freisler-Mühlemann 2011; Leuenberger et al. 2011). Kinderarbeit war im 19. Jahrhundert in den unteren sozialen Schichten verbreitet, die Kinder lebten aber zumindest weiterhin bei ihren Eltern. Verdingkinder hingegen mussten ohne die Obhut der leiblichen Eltern aufwachsen. Es war nicht immer die wirtschaftliche Not der Familie der Grund für die Fremdplatzierung der Kinder. Fremdplatziert wurden auch ausgesetzte oder verwaise Kinder, dann Kinder, deren Eltern psychisch oder physisch überfordert waren, und auch Kinder von alleinerziehenden Müttern, die materiell nicht in der Lage waren, für sie zu sorgen. Konnten die Eltern ihren Erziehungspflichten nicht nachkommen und auch Verwandte nicht für das Kind sorgen, gab es zwei Versorgungsmöglichkeiten: Entweder wurden die Kinder von der örtlichen Behörde in ein Kinderheim eingewiesen oder bei einer Pflegefamilie untergebracht. Meist wurde die Platzierung in eine Pflegefamilie vorgezogen, weil diese kostengünstiger war und es nur wenige Heimplätze gab (vgl. Leuenberger et al. 2011, S. 39). Insgesamt geht man davon aus, dass ab Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts in der Schweiz jährlich mehrere Tausend Kinder in Pflegefamilien oder in Heimen platziert wurden. Nimmt man die rund 60 000 Kinder, die anlässlich der Volkszählung von 1930 aus-

gewiesen wurden, so befanden sich darunter beinahe 20 000 Heimkinder, die gemeinhin nicht zu Pflegekindern gezählt werden. Unter den restlichen 40 000 Kindern befanden sich auch die noch nicht schulpflichtigen Kinder, die im 20. Jahrhundert – im Gegensatz zum 19. und 18. Jahrhundert – nicht zu den «Verdingkindern» gezählt wurden. Dagegen fehlen bei den Zahlen von 1930 alle fremdplatzierten Kinder im schulpflichtigen Alter von 15 und 16 Jahren; man geht zudem von einer erheblichen Dunkelziffer bei den von den eigenen Eltern weggegebenen Kindern aus. Allein im Kanton Bern waren im Jahr 1930 offiziell 10 000 Kinder in Pflegefamilien platziert und 2 000 befanden sich in Heimen. Allgemein lässt sich festhalten, dass viele Pflegekinder in erster Linie als Arbeitskräfte aufgenommen wurden und somit eigentliche Verdingkinder waren; über die 150–160 Jahre hinweg dürften es mehrere 100 000 gewesen sein (vgl. Leuenberger et al. 2011; Freisler-Mühlemann 2011; Leuenberger/Seglias 2008; Huonker 2002). Die meisten Verdingkinder wurden in der Landwirtschaft eingesetzt, wo die Arbeit nicht gesetzlich geregelt war im Gegensatz zur Fabrikarbeit, die seit 1877 durch das Eidgenössische Fabrikgesetz für Kinder unter 14 Jahren verboten war. Im öffentlichen Bewusstsein wurden diese Missstände nicht wahrgenommen. Erst als 1945/1946 erschütternde Missbrauchsfälle bekannt wurden, kam es zu einer Sensibilisierung der Öffentlichkeit für das Schicksal der Verdingkinder. Organisationen zum Schutz der Verdingkinder wurden gegründet wie «Pflegekinderaktion Zürich» (1948) und zwei Jahre später die «Schweizerische Pflegekinder-Aktion». Doch auf den Bauernhöfen wurden Kinder ungeachtet dessen bis in die 1970er-Jahre weiter verdingt. Denn eine Rechtsgrundlage zu einem effektiveren Schutz entstand erst durch das neue Kindsrecht im ZGB von 1976, das eine Vereinheitlichung der Pflegekinderaufsicht gesamtschweizerisch forderte und 1978 in Kraft trat zusammen mit der vom Bundesrat erlassenen Verordnung über die Aufnahme von Kindern zur Pflege und zur Adoption, (PAVO). Mit Beendigung der Schulzeit endete in der Regel auch die Zeit als Pflegekind. Im Jahre 2002 wurde die PAVO entsprechend revidiert: «Die Aufnahme von Unmündigen ausserhalb des Elternhauses bedarf gemäss dieser Verordnung einer Bewilligung und untersteht der Aufsicht» (Leuenberger et al. 2011, S. 15). Im Jahre 2009 wurde die PAVO erneut überarbeitet, heisst neu Kinderbetreuungsverordnung (KiBeV) und definiert die Begrifflichkeiten «Betreuung», «Tageseltern», «Tageseinrichtung», «Pflegeeltern», «Vollzeiteinrichtungen» und «Platzierungsorganisation». Diese neue Verordnung bezieht sich demnach nicht mehr nur auf Pflege- und Adoptivkinder, sondern auch auf eine Vielzahl von Fremdbetreuungsmöglichkeiten (vgl. Leuenberger et al. 2011,

S. 16). Auch wenn der Begriff «Verdingkind» nicht mehr im Gebrauch ist, fehlt bis heute eine einheitliche gesamtschweizerisch gültige Terminologie, die definiert, welche Kinder unter welchen Umständen als Pflegekinder gelten. Ebenso fehlt eine Statistik darüber, wie viele Kinder aktuell in der Schweiz in Pflegeverhältnissen aufwachsen (vgl. Zatti 2005; Häsler 2008). Gegenwärtig leben in der Schweiz Tausende von Menschen, die als Heranwachsende verdingt worden sind (vgl. Freisler-Mühlemann 2011; Akermann et al. 2011; Wohlwend/Honegger 2006; Andres 2005; Leuenberger/Seglias 2008; Leuenberger 1991).

Dass dieser Missstand stärker denn je ins Bewusstsein der Gesellschaft gedrungen ist, zeigt eine rege wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema. Eine Vielzahl von Diplom- und Lizentiatsarbeiten, Dissertationen, Artikeln und Büchern wurde in den letzten zehn Jahren publiziert, die Verdingkinder im Kontext ihrer Lebensbedingungen untersucht haben (vgl. Freisler-Mühlemann 2011; Leuenberger et al. 2011; Akermann et al. 2011; Leuenberger/Seglias 2008; Wohlwend 2006; Grenacher 2005; Finsterwald 2005; Leuenberger 1991), und es erschienen autobiografische Berichte von Verdingkindern (vgl. Wohlwend/Honegger 2006; Aerni 2005; Stettler 2004; Meier 2002; Haslimeier 1955). Trotz alledem ist bis heute nur wenig erforscht und bekannt über die langfristigen Folgen der Verdingung auf die persönliche Entwicklung von Schweizer Verdingkindern.

Ziel der hier in zusammengefasster Form vorgestellten Studie war es, genauere Erkenntnisse darüber zu gewinnen, welche langfristigen biografischen Auswirkungen die Verdingung auf die Individuen hatte. Die zugrundeliegende These der Studie war, dass die Verdingungserfahrung ein kritisches Lebensereignis darstellt, das sich nachhaltig auf die Biografiegestaltung dieser Kinder und Jugendlichen ausgewirkt hat. Um die Auswirkungen dieser Erfahrung untersuchen zu können, wurde an der subjektiven Perspektive der Betroffenen angesetzt. Somit standen individuelle Muster der Erfahrungsverarbeitung der Betroffenen im Mittelpunkt des Interesses mit dem Ziel, deren kollektive Bedeutung herauszuarbeiten. Insbesondere wurde der Frage nachgegangen, unter welchen Bedingungen sich im Lebenslauf verdingter Menschen Veränderungen im Welt- und Selbstverständnis vollzogen haben (vgl. Koller 2012; Kokemohr 2007; Marotzki 1990, 2006).

Theoretisch-methodologische Zugänge zu kritischen Lebensereignissen

Grundlegendes Charakteristikum eines kritischen Lebensereignisses ist die Plötzlichkeit, mit der es das Passungsgefüge zwischen der Person und

ihrer Umwelt angreift, es in einen Zustand des Ungleichgewichts überführt und heftige Emotionen evoziert. Kritische Lebensereignisse bringen das Leben eines Menschen aus dem Takt und führen dazu, dass Weltbilder überdacht und bestehende Alltagsstrukturen reorganisiert werden müssen. Für die Studie relevant war es, die kritischen Lebensereignisse aus psychologischer Perspektive (vgl. Filipp/Aymanns 2010; Reck 2001; Katschnig/Nouzak 1999; Filipp 1995; Holmes/Rahe 1967; Dohrenwend/Dohrenwend 1973) und im Kontext erziehungswissenschaftlicher Biografieforschung zu beleuchten (vgl. Alheit/von Felden 2009; Ecarius 2006; Krüger 2006; Kraul/Marotzki 2002; Marotzki 1990, 2007; Dausien 1996)¹. Der spezifische Ansatz der Biografieforschung gibt ein Instrumentarium an die Hand, mit Hilfe von narrativen Interviews kritische Lebensereignisse und situative Lebensbedingungen so zu rekonstruieren, dass ganz nah an die individuelle Wahrnehmung der Verhältnisse und die Verarbeitung der Erfahrung von Verdingkindern herangetreten werden kann. Der biografische Ansatz orientiert sich hierbei an Momenten der Zeitlichkeit, Prozesshaftigkeit und Veränderbarkeit sozialer Phänomene (vgl. Marotzki 1990, 2006; Rosenthal 1987, 1995, 2005). Auf dieser Grundlage ging es darum, die Verdingkinder in ihrem Selbstverständnis und in ihrer Sinnsuche zu verstehen und zu zeigen, dass Belastungserfahrungen immer als subjektive Antwort eines Menschen auf das Zusammenwirken von kritischen Ereignissen und gesellschaftlichen Reaktionen darauf interpretierbar sind und sich dieser komplexe Prozess auf biografischer Ebene entschlüsseln lässt (Freisler-Mühlemann 2011, S. 189).

Methodisches Vorgehen

Feldzugang

Der Kontakt zu den Studienteilnehmenden liess sich über die Vereinigung «Verdingkinder suchen ihre Spur» herstellen. Personen, die bereit waren ihre Lebensgeschichte zu erzählen, sind auf mich zugekommen, wobei sich die Suche nach weiteren Interviewteilnehmenden schwierig gestaltet hat. Von den ursprünglich sieben geführten Interviews konnten zwei für die Auswertung nicht berücksichtigt werden. In einem Fall handelte es sich um eine Frau, die zwar in ein Kinderheim platziert wurde, jedoch nie als Verdingkind in einer Pflegefamilie gelebt hat. Dennoch hatte sie sich dem Verein «Verdingkinder suchen ihre Spur» angeschlossen und sich zur Teilnahme an der Studie zur Verfügung gestellt. Eine andere Person konnte nicht berücksichtigt werden, da sie zwar in einer Pflegefamilie gelebt hatte, jedoch nicht zu Arbeitsleistungen herangezogen worden war. So umfasste

die Gesamtstichprobe schliesslich fünf Fälle, zwei Frauen und drei Männer mit Jahrgängen zwischen 1932 und 1948. Alle waren seinerzeit in Heimen untergebracht gewesen und auch in Pflegefamilien verdingt worden, und alle waren Mitglieder des 2004 gegründeten Vereins «Verdingkinder suchen ihre Spur», der drei Jahre später aufgelöst wurde (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 60). Obwohl eine Gesamtübersicht der Verdingungspraxis aufgrund der geringen Stichprobe nicht möglich ist, war es ein Anliegen der Studie, ein differenziertes Bild über das Erlebte und die Folgen des Erlebten aus der Sicht der Betroffenen nachzuzeichnen.

Datenerhebungsmethode

Die Daten wurden erhoben nach dem biografisch-narrativen Interviewverfahren von Fritz Schütze (1983, 1987). Deren zentrales Merkmal ist die ausführliche und ungestörte «Stegreiferzählung» des Befragten. Das freie Erzählen gibt Aufschluss über das jeweilige Denken der Betroffenen sowie über ihre Lebensverhältnisse (vgl. Riemann 1987; Glinka 2003). Eröffnet wurde das narrative Interview durch die folgende Erzählaufforderung: «Da ich Biografien von Menschen untersuche, die als Kinder verdingt wurden, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir ausführlich Ihr Leben schildern könnten. Sie dürfen mir alle wichtigen Ereignisse erzählen, die Ihnen einfallen. Besonders interessieren mich Ereignisse, die unerwartet eintraten und für Sie einen Einschnitt in ihr Leben bedeutet haben» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 62).

Die biografisch-narrativen Interviews wurden im Sommer 2007 auf Tonband aufgenommen und anschliessend nach einem festen Regelsystem auf Schweizerdeutsch transkribiert, da der genaue Wortlaut und die Intonation für die Auswertung des Materials von entscheidender Bedeutung sind (vgl. Kuckartz 2007). Vier der Interviews fanden bei den Betroffenen jeweils zu Hause statt. Ein Interview mit einem männlichen Teilnehmer wurde in einer Strafanstalt durchgeführt, wo er verwahrt wird. Die biografisch-narrativen Interviews dauerten zwischen einer und vier Stunden. Die Kontaktaufnahme, das Interview sowie die Stimmung (nervös, freundlich, gehemmt, offen usw.) während des Interviews wurden in Memos festgehalten und dienten zusammen mit amtlichen Dokumenten, Fotos usw. der Fallinterpretation. In den Memos wurde die Kontaktaufnahme vor Beginn des auf Tonband aufgezeichneten Interviews schriftlich festgehalten. Neben diesen Schilderungen wurden auch begleitende Informationen notiert (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 61).

Datenauswertungsmethode

Die Analyse der Einzelbiografien erfolgte nach dem Verfahren der biografischen Fallrekonstruktion nach Rosenthal (1987). Dies ging nach folgenden Auswertungsschritten vor sich:

- › Analyse der biografischen Daten (Ereignisdaten)
- › Text- und thematische Feldanalyse (Gegenwartsperspektive/erzähltes Leben)
- › Rekonstruktion der Lebensgeschichte (Vergangenheitsperspektive/erlebtes Leben)
- › Feinanalyse einzelner Textstellen (kann jederzeit erfolgen)
- › Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte
- › Typenbildung (Typ einer biografischen Wandlung)

Entscheidend beim Verfahren von Rosenthal ist zunächst, in getrennten Analyseschritten die beiden Ebenen der erzählten und der erlebten Lebensgeschichte zu analysieren. Während es bei der erzählten Lebensgeschichte darum geht, die Bedeutung des Geschehens aus der Gegenwartsperspektive zu untersuchen, wird bei der erlebten Lebensgeschichte analysiert, welche Bedeutung das Erlebte zum Zeitpunkt des Geschehens für den Erzählenden hatte (vgl. Rosenthal 2005, S. 173). Diese beiden Ebenen werden anschliessend nach dem Prinzip der Kontrastierung miteinander verglichen, um die Bedeutung der einzelnen Sequenzen sowohl thematisch als auch temporal zu verstehen (vgl. Fischer 1982). Mit Hilfe dieses Verfahrens konnten die individuell unterschiedlichen Reaktionen und Lernerfahrungen auf kritische Lebensereignisse sowohl in ihrem Entstehungs- wie im Transformationsprozess aus der subjektiven Perspektive der Betroffenen analysiert werden (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 67). Nach der Rekonstruktion der fünf Einzelbiografien wurden in einem weiteren Analyseschritt die Wandlungen in den Biografien fallübergreifend genauer analysiert. Mit Wandlungen sind die Transformationen des Welt- und Selbstbildes eines verdingten Menschen gemeint. Ziel dieses Analyseschrittes war es, mit Rosenthal gesprochen, neue Erkenntnisse über «die Wechselwirkung zwischen den Typen und durchaus auch über die soziale Wirksamkeit eines Typus», zu gewinnen (Freisler-Mühlemann 2011, S. 177; Rosenthal 2005, S. 77).

Typenbildung und theoretische Verallgemeinerungen

In Anlehnung an den Interpretationsrahmen von Rosenthal (1987, S. 32 ff.) liessen sich die biografischen Erzählungen drei unterschiedlichen Typen einer biografischen Wandlung zuordnen (latent, partiell und Verwandlung

bzw. vollständige Transformation). Frau Hauser als Repräsentantin des Typus einer Verwandlung hat im Erwachsenenalter ihr Welt- und Selbstbild bewusst vollständig transformiert. Bei Herrn Müller, Herrn Tanner und Frau Roth zeigt sich eine partielle Wandlung hinsichtlich ihres subjektiven Deutungsmusters bzw. ihres Selbstverständnisses. Im Unterschied zur Verwandlung, die mit einschneidenden Veränderungen in der Lebensgestaltung einhergeht, erfolgt eine partielle Wandlung auf abgestufte Weise, da dem Menschen eine Identifizierungsmöglichkeit mit der neuen Welt fehlt, während die gänzliche Ablösung von der alten Welt ebenfalls noch nicht vollzogen wurde (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 52; Rosenthal 1987). Die Rekonstruktion der Lebensgeschichte von Herrn Meier lässt eine latente Wandlung erkennen, die Rosenthal zufolge (1987, S. 29) dann vorliegt, wenn es im Lebenslauf zu keiner gravierenden Veränderung in der Selbstwahrnehmung kommt. In einem solchen Fall ist dem Subjekt eine Veränderung seines Selbst zu keinem Zeitpunkt bewusst. Die nachfolgende Darstellung der einzelnen Lebensphasen als Orientierungsrahmen für die zusammenfassende Betrachtung der fünf Lebensgeschichten folgt dem klassischen Schema der Entwicklungspsychologie (vgl. Berk 2011; Montada 1995; Erikson 1994).

Frühe Kindheit

Fremdplatzierung und Trennung von den leiblichen Eltern

Wie einleitend dargelegt, veranlasste die materielle Not im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts viele Eltern aus ärmlichen Bevölkerungsschichten, ihre Kinder in Heimen oder – üblicherweise – in Pflegefamilien zu platzieren: «*Wir hatten kein Geld und gar nichts, er hat mich nicht ernähren können und so, und dann kam ich eben zu Pflegeeltern*» (Herr Tanner). Neben Armut wurden familiäre Probleme als Grund für die Fremdunterbringung genannt, wie das Zitat von Herrn Müller illustriert: «*Meine Eltern haben sich getrennt, als ich ungefähr drei-, vierjährig war, das war so eigentlich der Anfang, als ich zum ersten Mal zu Pflegeeltern gekommen bin*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 86). Die Fremdplatzierung bedeutete für die Kinder immer auch eine Trennung von den leiblichen Eltern. Diese frühe Verlusterfahrung und die damit verbundene Ungewissheit fasste Frau Hauser in folgende Worte: «*Ich war so beschäftigt mit dieser Trennung, weil das so eine Ungewissheit war, das kann man kaum beschreiben*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 119). Aufgrund dieser frühen Trennung konnten die leiblichen Eltern als zentrale Sozialisationsinstanz ihrer Aufgabe nicht nachkommen, Geborgenheit, Bindungssicherheit und Vertrauen in die Welt

und in sich selbst zu vermitteln (vgl. Erikson 1980, 1994; Bowlby 1972, 1975, 1980, 1987, 2001). Die Deprivation dieser elementaren Bedürfnisse machte sich in der Lebensgestaltung der Betroffenen auf unterschiedliche Weise bemerkbar, wie die folgenden Ausführungen nahelegen (dazu auch Leuenberger et al. 2011, S: 102 ff.).

Mittlere und späte Kindheit

Alltag als Verding- und Heimkind

Der Alltag der Verdingkinder bestand im Wesentlichen darin, der Pflegefamilie als Arbeitskraft zu dienen, zumeist in der Landwirtschaft. Frau Hauser beschrieb ihren Alltag mit folgenden Worten: «*Es war ein Kampf, also ich war wirklich non-stop am Arbeiten, dann musste ich dem Rolf den Schoppen machen, dem Rolf den Schoppen geben, den Rolffüttern, das war das Kleinste, auf Rolf zu schauen, Wäsche machen, also den Haushalt für acht Personen führen und ich musste die ganze Wäsche machen, bügeln und alles, also ich bin jeweils halb tot ins Bett gefallen und am Morgen halb lebendig aufgestanden*» oder die Aussage von Herrn Tanner: «*Da hiess es einfach arbeiten vom Morgen früh bis spätabends, zwischendurch schnell in die Schule, und dann wieder arbeiten*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 120). Neben der täglichen Arbeit, die verdingte Kinder als erheblich belastend schilderten, fiel ihnen insbesondere der Mangel an emotionaler Zuneigung durch die Pflegeeltern schwer, wie das Zitat von Frau Roth nahelegt: «*Das hat mir auch schwer zu schaffen gemacht, die haben dort fünf Kinder gehabt, und die wurden schön jeden Abend ins Bett gebracht und ich musste zuschauen, wie die Kinder verküsst wurden und ich stand daneben, das ist auch hart*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 136). Verschlimmert wurde die Lebenssituation dieser Kinder durch die erbärmliche Wohnsituation, fehlende Möglichkeit einer Schulbildung, durch Krankheiten und ungenügende Ernährung. Die Pflegefamilien litten häufig selbst unter Armut und sahen in der Aufnahme eines bedürftigen Kindes eine Möglichkeit, vom Staat Kostgeld zu erhalten. Zudem galt in der damaligen Zeit die Ansicht, dass die Arbeitsleistung der Kinder als aktiver Beitrag zum Funktionieren der Gesellschaft beitrug (vgl. Akermann et al. 2011, S. 8; Leuenberger/Seglias 2008, S. 22; Wohlwend/Honegger 2006). Oft blieben Verdingkinder jedoch nicht in einer Pflegefamilie, sondern wurden weitervermittelt oder in Kinderheimen untergebracht, wodurch ihre Lebensbedingungen allerdings nicht besser wurden.

Rigide Erziehungspraktiken

Kinderheime – man sprach damals von Anstalten – sahen es als ihre Aufgabe, die Kinder zu versorgen und zu «Lebenstüchtigkeit» zu erziehen (vgl. Scherpner 1927/28). Lebenstüchtigkeit bedeutete zur damaligen Zeit «Anpassung des Menschen an sein Milieu und Anpassung dieser seiner gesellschaftlichen Position an seine Bedürfnisse» (Scherpner 1927/28, S. 31). Nicht das Wohlergehen des Individuums galt als Erziehungsziel, sondern das Wohlergehen des Staates (vgl. Leuenberger/Seglias 2008, S. 22). In den Kinder- und Erziehungsheimen herrschte ein rigides System formaler Regeln, an denen sich Zöglinge wie Erzieher streng halten mussten, so war auch Anstaltskleidung die Norm (vgl. Freigang/Wolf 2001). Der kontrastive Vergleich der fünf Lebensgeschichten zeigt, wie die restriktiven Lebensbedingungen in den Heimen und in den Pflegefamilien jegliche Individualität und Selbstbestimmung untergruben. So erzählte Herr Tanner: «*Wir waren ja eingesperrt, oder, den ganzen Tag unter Kontrolle, vierundzwanzig Stunden unter Kontrolle*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 148). Herr Meier erinnert sich an folgende Szene im Kinderheim: «*Und es gab eine Nonne, die den Gong schlug und immer das Gezeter, und das gab so ein Echo. Das Gezeter der Nonne ist mir geblieben und diese Gehässigkeit und die Strafen mit dem Buch, mit den Büchern in der Ecke*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 151). Der Alltag dieser Kinder war geprägt von autoritären, hierarchischen Strukturen und von allzu wenig Geborgenheit und Liebe. Vertrauen, Sicherheit und soziale Achtung, das in der primären Sozialisation als Selbstverständliches des gelebten Alltags vermittelt werden sollte, blieb diesen Kindern vorenthalten, wie die Aussage von Herrn Tanner nahelegt: «*Ich bin irgendwie nicht ganz normal aufgewachsen, man ist eher aufgezogen worden, aber einfach so, wie man ein Kalb aufzieht, oder, wie sagt man, man wurde aufgezogen, aber einfach lieblos, das hat mir wahrscheinlich irgendwie gefehlt*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 143). Das Selbstverständliche in einer Gesellschaft ist Seelmeyer zufolge als Normalität zu verstehen, also als «das, was Individuen in ihren Interaktionen als normal behandeln» (Seelmeyer 2008, S. 175). Die Normalität stellt einen in der Regel nicht bewusst erfahrenen gemeinsamen Orientierungshintergrund dar, der als Grundwelt im Alltag eine soziale Integrationsfunktion hat (vgl. Böhnisch 1994). Die Verdingkinder spürten, dass es diese Normalität gibt und sehnten sich vergeblich nach ihr.

Verbale Demütigungen, sozialer Ausschluss und körperliche Züchtigungen

Die Pflegefamilien kamen ihrer Integrationsfunktion in den seltensten Fällen nach – meist war das Gegenteil der Fall, dass nämlich die Verdingkinder

innerhalb der Familie ausgegrenzt wurden. Die Verdingkinder erlebten ihre Pflegefamilien als «sehr bedrohlich [...] und die familiale Umwelt [geriet] zur feindlichen Umwelt» (Böhnisch 2006, S. 122). Diese «feindliche Umwelt», sei es in den Pflegefamilien oder in den Heimen, in denen sich die Verdingkinder aufhalten mussten, zeigt die damals übliche Haltung ihnen gegenüber, die Frau Roth in folgende Worte fasste: «*Dumme, arme Schweine, als lebenslange Arbeitskraft und unfähig, etwas im Leben zu erreichen*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 136). Die Verdingkinder waren nicht als gleichwertige Familienmitglieder anerkannt, sodass sie zu bestimmten Lebensbereichen der Familienmitglieder keinen Zugang hatten und z.B. in der Küche statt am Familientisch essen mussten: «*Also ich musste in der Küche essen und sie haben drinnen im Esszimmer gegessen und ich habe kein Fleisch gekriegt, sie haben Fleisch gegessen, das waren schon mal Unterschiede*» (Frau Hauser) oder sie durften unter anderem nicht die Familien-toilette benutzen: «*Ich durfte nicht das Familien-WC benutzen*» (Herr Müller). Neben verbalen Demütigungen und sozialem Ausschluss waren die Kinder immer wieder Opfer körperlicher Gewalt. Gründe für körperliche Züchtigungen waren meist Verstöße gegen Gehorsamkeitsregeln seitens der Kinder, denn es war verpönt, sich gegen Autoritätspersonen aufzulehnen: «*Früher durfte man nicht das Maul aufmachen, einmal habe ich es gemacht und habe mit einem Kleiderbügel auf den Hintern gekriegt wie verrückt*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 134). Die verdingten Kinder wurden aber auch immer wieder körperlicher Gewalt ausgesetzt, die sie als willkürlich beschrieben, wie die Aussage von Herrn Meier nahelegt: «*Die Strafen waren nicht so extrem brutal, aber teilweise einfach spontan aus dem Bauch raus, es gab einer einem Kind einen Tritt in den Hintern, wenn er sauer war wegen irgendetwas*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 163). Die erlebte Gewalt schilderte Frau Roth wie folgt: «*Ich musste die Hose runter lassen, und der Vater musste mir die Rute geben, bis es blutete. Mutter war eine Sadistin, die sagte immer, noch mehr, weil ich nicht weinte, weil ich dachte, wenn ich weine, gibt's erst recht, oder die Burschen durften zuschauen, das hat mich am meisten gekränkt, weil ich das grauenhaft fand, die seelischen Grausamkeiten, oder, und dann nachher haben sie gelacht und Mutter sagte, noch mehr, noch mehr, und erst als es blutete, kann man aufhören*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 134). Diese Zitate illustrieren, wie sehr die psychischen und physischen Gewalterfahrungen für die verdingten Kinder belastend waren.

Behördliche Willkür

Weder die permanente Gewalt noch die Diskriminierung gegenüber Verdingkindern hat staatliche Stellen veranlasst zu intervenieren, obwohl den Kindern über die Vormundschaft Vertreter der Fürsorgebehörde beigestellt wurden. Diese waren für das Wohl dieser Kinder mitverantwortlich, haben aber ihre Aufsichtspflicht in seltenen Fällen wahrgenommen, wie das Zitat von Herrn Tanner illustriert: «*Dann sah die [Nachbarin], wie das zu und her ging dort oben und dann ging sie auf die Vormundschaftsbehörde, um zu reklamieren, und nachher ist nichts weiter gegangen. Dann sei der zuständige Vormund einmal gekommen, habe die Tür aufgerissen und habe hineingeschaut und gesagt: Wenn er den Buben <verrecken> lassen wolle im S. oben, dann sollen sie es machen, dann schlug er die Tür wieder zu und ging [lacht], und dadurch mussten sie mich danach versetzen, sonst hätten sie gar nichts gemacht, oder, sie wussten genau, was dort oben ging, das wussten sie natürlich, das war ja das Gespräch überall, aber gemacht haben sie nichts, auch in diesen Heimen, es kam mich nie jemand besuchen*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 145). Herr Tanner erlebte die damalige Behörde als willkürlich handelnd und fühlte sich von ihr im Stich gelassen (vgl. auch Leuenberger et al. 2011; Aeschlimann-Vogel/Noser 2002). Nur Frau Roth pflegte zu ihrem Vormund ein herzliches Verhältnis; er war ihr auch wohlgesonnen: «*Dann habe ich einen Ast gefunden im Vormund*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 139). Doch das war eher die Ausnahme als die Regel. Die anderen vier Studienteilnehmenden kamen mit ihrem Vormund entweder nicht in Kontakt oder sie erzählten nichts davon.

Heimatlosigkeit

Die verdingten Kinder hatten abgesehen von «Gleichgesinnten» oder Geschwistern keine verlässlichen sozialen Beziehungen. Die Entstehung derselben wurde zusätzlich dadurch erschwert, dass sie oft die Kinderheime bzw. die Pflegefamilie wechseln mussten, ohne Rücksicht auf soziale oder verwandtschaftliche Bindungen. Diese tiefgreifende Entwurzelung beschrieb Frau Hauser mit folgenden Worten: «*Es ist so viel passiert, ich habe genug zu tun gehabt mit diesen Wechseln und mit diesen Entwurzelungen*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 119). Diese Kinder waren schon seit frühstem Kindesalter ganz auf sich alleine gestellt; an ihrer Seite hatten sie weder leibliche Eltern oder Pflegeeltern noch Heimmitarbeitende als unterstützende Bezugspersonen. Daher ist es nicht verwunderlich, dass aus dem kontrastiven Vergleich der fünf Lebensgeschichten das Bedürfnis und die Bemühung der Verdingkinder manifest wird, eine wie auch immer

geartete Beziehung zu den Mitgliedern ihrer Herkunfts-familie aufzubauen oder aufrechtzuerhalten, wie Herr Meier in folgenden Worten anklingen lässt: «*Ich habe immer wieder blind gehofft, wissen sie, ich war immer der, der die Familie hat kitten wollen, oder, habe es aber nie geschafft*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 179 ff.).

Diskriminierung in der Schule

Während Heimkinder die interne Schule besuchten, gingen Verdingkinder in öffentliche Schulen. Die Schule spielte im Alltag dieser Kinder jedoch nur eine marginale Rolle. Obwohl der Schulbesuch in Artikel 27 der schweizerischen Bundesverfassung von 1874 verankert war und die Kantone verpflichtet waren, alle Kinder unentgeltlich durch Lehrpersonen unterrichten zu lassen, mussten die meisten Verdingkinder in ländlichen Gegenden in der Landwirtschaft arbeiten, ohne den Unterricht regelmässig besuchen zu können. Und wenn sie zur Schule gingen, wurden sie nicht selten auch im Klassenzimmer diskriminiert: von den Lehrpersonen gedemütigt und von Mitschülerinnen und Mitschülern schikaniert, wie die Aussage von Frau Roth nahelegt: «*In der Schule war ich gar Nichts, dort war ich die Schlechteste, also in der ersten und in der zweiten Klasse habe ich sehr gute Noten gehabt, da hatten wir eine Lehrerin und nachher hatte ich einen Lehrer, der hat mich voll kaputt gemacht wegen der Kleider. Dann dachte ich, es ist nicht mehr lustig in der Schule, dann bin ich nicht mehr zur Schule gegangen*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 135). Auch in der Schule bekamen sie ihren niedrigen gesellschaftlichen Status stark zu spüren und es wurde ihnen an schulischen Leistungen nicht viel zugetraut – so sagte Frau Roth weiter: «*Dort hat man schon gemerkt, dass man so tief unten ist, und das Standsbewusstsein war enorm, das finde ich auch nicht ganz gut, weil man uns keine Möglichkeit gab, etwas zu lernen.*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 136). Aus der Sicht der Gesellschaft war Erfolg in der Schule für Verdingkinder auch nicht erstrebenswert, da ihre Aufgabe in erster Linie darin bestand, der Pflegefamilie dienlich zu sein.

Jugend

Abweichendes Verhalten als Spiegel impliziter Erwartungen

Die dauernden Abwertungen durch ihr soziales Umfeld nisteten sich über die Jahre zunehmend in das Selbstbild der Heranwachsenden ein und liessen sie so reagieren, wie die negativen gesellschaftlichen Erwartungen es vorwegnahmen: Sie entwendeten Geld aus der Telefonkasse, blieben dem Unterricht fern oder ergriffen die Flucht. Merton (1995) spricht

von self-fulfilling prophecy und meint damit, dass durch die Definition des «abweichenden Verhaltens» ein Prozess der selbsterfüllenden Prophezeiung in Gang gesetzt wird, aus dem die Betroffenen nur noch schwer herauskommen (vgl. Abels 2009, S. 275). So wurden die Flucht, die Verweigerung, der Diebstahl als habitualisierte Reaktionen auf ihre ungünstigen Lebensbedingungen zu einem wesentlichen Teil des Welt- und Selbstbildes dieser Heranwachsenden, ohne dass sie ihren Erfahrungen selber einen Sinn beimesen konnten. Die Generierung von Sinn bildet aber nach Dilthey (1968) die Grundlage der Erfahrungsverarbeitung und des Vermögens, die Welt zu deuten. Diese Grundlage fehlte den verdingten Heranwachsenden, da ihre Kindheit und Jugend von Misserfolg und fehlender Wertschätzung geprägt war und individuelle Erfolgserlebnisse weder auf Interesse stiessen noch Bestätigung erfuhren. Mehr noch, die tägliche Stigmatisierung und Demütigung durch ihr soziales Umfeld liess sie massive Minderwertigkeits- und Ohnmachtsgefühle entwickeln (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 182; Aermann et al. 2011; Leuenberger/Seglias 2008).

Körperliche und psychosomatische Symptome

Die negativen gesellschaftlichen Zuschreibungen wirkten sich bei einigen Jugendlichen nicht nur auf der mentalen Ebene aus, sondern auch auf die körperliche Ebene, wie die Aussage von Frau Hauser erkennen lässt: «*Ich kam ins T. ein halbes Jahr zur Kur, weil ich eine schwere Bronchitis hatte und Untergewicht*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 121). Die Betroffenen erzählten, wie sie als Jugendliche unter körperlichen und psychosomatischen Symptomen litten, die als Ausdruck ihrer schwierigen Lebensbedingungen und eines Mangels an Ressourcen verstanden werden können. Daran sieht man, dass geradezu die gesamte Palette des individuellen Selbst, von der geistigen und seelischen bis hin zur körperlichen Ebene, von den sozialen Bedingungen beeinflusst wurde. Alle Ressourcen biografischen Selbstverständnisses waren betroffen, mit Hurrelmann (2006) gesprochen: die gesamten Kapazitäten der Lebensbewältigung. Bartmann (2006, S. 12) versteht eine biografische Ressource als «eine im Prozess der Sozialwerdung und -machung erworbene Haltung zur Welt und zu sich selbst, die handlungspraktisch unmittelbar wie biografisch reflexiv eingesetzt wird». Wie immer diese biografischen Ressourcen theoretisch gefasst werden, deren Relevanz ist unbestritten. Der kontrastive Vergleich zeigt, dass die verdingten Heranwachsenden ihre biografischen Ressourcen handlungspraktisch individuell unterschiedlich einsetzten, alle aber unter deren Zersetzung zu leiden hatten.

Geschlechtsspezifische und -unabhängige Bewältigungsstrategien

Handlungspraktisch mobilisierte Ressourcen dienen unmittelbar der Lebensbewältigung. Lazarus und Folkman (1984, S. 141) definieren Bewältigung als «sich ständig verändernde kognitive und verhaltensmässige Bemühungen, spezifische externe und / oder interne Anforderungen zu bewältigen, die als die Ressourcen der Person erschöpfend und übersteigend beurteilt werden» (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 33). Bewältigungsstrategien sind demnach nicht auf das Jugendalter beschränkt, sondern beeinflussen die gesamte Lebensgestaltung seit früher Kindheit. Im vorliegenden Beitrag werden Bewältigungsstrategien im Kontext der Jugendphase beschrieben, weil sie in den Erzählungen in dieser Lebensphase in besonderem Masse in Erscheinung traten. Während die männlichen Jugendlichen auf Belastungen nach «aussen wie nach innen gerichtet» reagierten, griffen die jungen Frauen zeitlebens auf «innen gerichtete» Bewältigungsstrategien zurück. Dieses «nach aussen gerichtete» Verhalten kam bei den Männern in Form von Diebstählen (alle drei Männer), Drogenverkauf (Herr Müller) oder Gewalttätigkeiten (findet ausschliesslich in der Selbstpräsentation von Herrn Tanner Erwähnung) zum Ausdruck. Die sozialpädagogische Gewaltforschung versteht Gewalttätigkeit als extremes Bewältigungsverhalten: sich in der Gewalttat zu spüren (Selbstwert), mit ihr auf sich aufmerksam zu machen (Anerkennung) und die Umwelt kontrollieren zu können (Selbstwirksamkeit) (vgl. Böhnisch 2004, S. 54). Mit Hilfe dieses extremen Bewältigungsverhaltens versuchten die männlichen Jugendlichen, Selbstwert zu erlangen, Anerkennung von ihrem sozialen Umfeld zu erhalten und sich als weniger ohnmächtig zu erleben. Böhnisch (2006, S. 11) spricht in diesem Kontext auch von «subjektive[m] Streben nach situativer und biografischer Handlungsfähigkeit und psychosozialer Balance in kritischen Lebenssituationen». Dafür liefert er folgende Erklärung: Durch Vergesellschaftungs- und Interaktionsformen werden der Selbstbehauptungs- wie der Sexualtrieb herausgefordert und in ihrer psychosozialen Wirksamkeit geformt (Böhnisch 2004, S. 55). Deutlich wird an dieser Stelle, wie eng verbunden der gesellschaftliche Kontext ist mit individuellem Handeln und somit auch mit Gewalthandlungen. Gemeinsam sind den männlichen und weiblichen verdingten Jugendlichen der Rückgriff auf «innen gerichtete» Bewältigungsstrategien wie die Verdrängung, die Gleichgültigkeit oder der Rückzug. Eine mögliche Erklärung für diese Verhaltensweisen wäre, dass ihnen ein bestimmtes Mass an Teilnahmslosigkeit Sicherheit zu geben schien in einer als chaotisch erlebten Welt, in der sie Halt und

Schutz vor unvorhersehbaren bzw. unkalkulierbaren Ereignissen suchten. Diese Verhaltensweisen waren für sie in der Folge ein Schutzmechanismus gegenüber Bedrohungen und dem nochmaligen Durchleben von Verletzungen und Kränkungen (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 183; Hurrelmann 2006; Böhnisch 2004, 2006). Allen gemeinsam war das Ergreifen der Flucht als Heranwachsende. Frau Roth beschrieb, wie sie zusammen mit ihrem Stiefbruder immer wieder die Flucht ergriff: «*Und dann haben wir gesagt, so jetzt gehen wir, jetzt gehen wir, jetzt gehen wir, dann sind wir zusammen gegangen, dann habe ich U. gesagt, komm wir gehen wieder zurück, morgen ist es wieder anders, komm wir gehen wieder nach Hause. Das wird schon gut und es kam auch immer wieder gut, aber wir hatten schon manchmal Selbstmordgedanken*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 134). Die Flucht war für sie eine Möglichkeit, den unerträglichen Lebensbedingungen kurzzeitig zu entfliehen. Herr Meier und Herr Tanner unternahmen unzählige Fluchtversuche. Die radikalste Form der Flucht ist die Flucht in den Tod – der Selbstmord. Durkheim (1999) versteht Selbstmord als Reaktion auf ein Misslingen von Sinnherstellung bzw. auf fehlende Kraft, den Sinn aus sich zu schöpfen (vgl. Marotzki 2006, S. 61). Wie aus anderen Forschungsarbeiten bekannt ist, unternahmen etliche Menschen, die als Heranwachsende verdingt wurden, Selbstmordversuche oder begingen gar Selbstmord (vgl. Leuenberger at al. 2011; Leuenberger/Seglias 2008; Wohlwend/Honegger 2006; Huonker 2002). Herr Meier schilderte, wie er sich in Momenten der Stille seine Kindheitserfahrungen vergegenwärtigte, sie loslassen wollte, jedoch ohne Erfolg: «*Die Ängste die Todesängste, die Schläge, die Momente wo sie kommen, manchmal habe ich es erlebt, wie wenn die Zeit still steht, du spürst auch keine Schmerzen mehr, es tönt nur noch und äh (Pause), du willst wie loslassen, verstehen sie.*» Diese Aussage mag als Hinweis dafür gelten, dass Herr Meier den einzigen Ausweg darin sah, aus dem Leben zu treten und alles hinter sich zu lassen, um die tiefen Verletzungen seiner Kindheit und Jugend verarbeiten zu können (Freisler-Mühlemann 2011, S. 176). Viele Verdingkinder flüchteten sich immer wieder in Tagträume, in eine Fantasiewelt (vgl. Leuenberger/Seglias 2008, S. 138). In ihren Erzählungen sind Träume denn auch bedeutsam, da sie den Betroffenen eine kurzweilige Gelegenheit boten, dem Alltag zu entfliehen. Ihre Träume ermöglichten ihnen zudem, den Bezug zur Herkunftsfamilie aufrechtzuerhalten (vgl. Fatke 1979, S. 265). So erzählte Herr Meier von seiner «Begegnung» mit seinem Vater: «*Ich mag mich noch erinnern, da besuchte mich Vater einmal, zumindest habe ich es, äh, es ist fast wie in einem Traum gewesen, er ist da gewesen und hat mir Kirschen gebracht, daran erinnere ich mich noch und*

eine Haushälterin von ihm war auch dabei (Pause) und dann bin ich wieder eingeschlafen und habe ihn nicht mehr gesehen» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 162). Der kontrastive Vergleich der fünf Lebensgeschichten zeigt, dass diese Bewältigungsstrategien für die verdingten Heranwachsenden zwar kurzfristig erfolgreich waren und ihnen auch halfen den Alltag zu ertragen, doch waren diese Strategien nicht sinnerfüllend und in dem Sinne nicht nachhaltig, sondern ganz auf den Moment ausgelegt.

Frühes Erwachsenenalter

Die Lebensgestaltung der drei Männer war im frühen Erwachsenenalter noch immer von wenig Stabilität gekennzeichnet. Sie führten ein rastloses Leben und gingen diversen Arbeiten nach. Obwohl sich ihre Lebensbedingungen äußerlich erheblich verbessert hatten und die drei Männer in dieser Lebensphase ihr Leben erstmals frei hätten gestalten können, hatten sie Mühe, mit dieser neu gewonnenen Autonomie umzugehen, wie das Zitat von Herrn Tanner erkennen lässt: «*Dann hiess es von einem Tag auf den anderen, ich müsse verschwinden, ich könne jetzt nicht mehr dort bleiben, oder, ich war irgendwie unvorbereitet, ich bin da abgestellt worden, fertig Feierarbeit*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 149). Von den Männern pflegten weder Herr Tanner noch Herr Meier regelmässige soziale Kontakte und lebten sozial ziemlich isoliert. Herr Müller hingegen konnte auf die Unterstützung eines breiten Beziehungsnetzes zählen: auf seine Mutter, Bekannte und die Halbstarken. Letztere vermittelten ihm die in der Kindheit und Jugend so stark vermisste Anerkennung. Diese wirkte jedoch nur innerhalb der Gruppe – von der Gesellschaft wurden die Halbstarken geächtet, wie folgende Worte Herr Müllers nahelegen: «*Wir sind uns alle wieder begegnet, wir hatten ja keinen anderen Zugang in der Gesellschaft*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 92). Während das Leben der Männer im frühen Erwachsenenalter von Rastlosigkeit gekennzeichnet war: «*Dann ging eigentlich das Berufsleben los, ein wenig ein unstetes Leben*» (Herr Tanner); «*eines Tages bin ich auf und davon und zur See gefahren, zur Hochsee*» (Herr Meier), haben die Frauen in dieser Lebensphase versucht, durch eine geregelte Arbeit und einen festen Wohnsitz ihr Leben zu festigen: «*Dann habe ich Schicht gearbeitet, damit ich möglichst schnell zu Geld komme, um mir eine eigene Wohnung leisten zu können, vorher habe ich nur ein Zimmer gehabt*» (Frau Hauser). Doch weder die Frauen noch die Männer waren in dieser Lebensphase fähig, eine tragfähige geschlechtliche Bindung einzugehen. Wie Bateson (1981), Marotzki (1990) und Kilb (2006) darlegen, können zur Gewohnheit gewordene, in der primären Sozialisation erworbene, emotional verankerte Denk- und

Handlungsmuster nicht so einfach vollständig neu strukturiert werden. Der frühe Verlust verwandtschaftlicher Beziehungen sowie die Jahre in den Pflegefamilien und Heimen hatten bei den Betroffenen massive psychosoziale Spuren hinterlassen, sodass es ihnen über Jahre schwerfiel, Vertrauen in ihre Mitmenschen und in sich selbst aufzubauen.

Mittleres Erwachsenenalter

Mit Ausnahme von Herrn Meier, dessen Lebensgestaltung noch immer von wenig Stabilität gekennzeichnet war, markierte bei allen die Begegnung mit einem Lebenspartner einen biografischen Wendepunkt: «*Mein Mann ist heute noch irgendwie ein kleines Wunderwerk*» (Frau Hauser); oder: «*Er stellte für mich eine wahnsinnige Sicherheit dar und ich fühlte mich wohl bei ihm*» (Frau Roth). Herr Müller schilderte die Begegnung mit seiner zukünftigen Frau wie folgt: «... und bin dann nach I. gereist und nach G. Dort habe ich meine Frau dann auch kennengelernt, ich bin nach G. gereist, um meine Frau zu suchen» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 96). Dieser Wendepunkt in den Biografien von Frau Hauser, Frau Roth, Herrn Tanner und Herrn Müller hat eine Wandlung initiiert, die sie allmählich befähigte, Vertrauen in die Welt und in sich selbst zu gewinnen und sich einen neuen gesellschaftlichen Status zu erarbeiten (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 177). Sie gingen Ehen ein, gründeten Familien und waren beruflich aktiv. Frau Hauser arbeitete in einer Druckerei, später in einem Behindertenheim, Frau Roth arbeitete im Service, Herr Müller baute eine Fabrik mit Lederwaren auf, Herr Tanner arbeitete als Heizungsmonteur, und Herr Meier gründete eine Beratungsstelle für Menschen mit pädophilen Neigungen. Während Frau Hauser, Frau Roth, Herr Müller und Herr Tanner einem Beruf nachgingen, der gesellschaftlichen Normen entsprach, wählte Herr Meier eine Arbeit, die er als seine Berufung sah, die gesellschaftlich jedoch nicht akzeptiert wurde. So kam es auch, dass er weiterhin geächtet am Rande der Gesellschaft blieb. Für die anderen vier Studienteilnehmenden brachten die erlangte Selbstwirksamkeit und der erarbeitete berufliche Status eine neue soziale Stellung in der Gesellschaft: «*Also es hat ganz grosse Sprünge gegeben in meinem Leben, als ich mal herausfand, dass ich trotz allem etwas kann und auch etwas erreichen kann (Pause). Das musste zuerst einmal wachsen, das Selbstvertrauen, um das alles in die Wege zu leiten und heute habe ich eine gute Arbeit in einem Behindertenheim*» (Frau Hauser) oder die Aussage von Herrn Meier: «*Also ich habe einen Freundeskreis mit der Familie, also das ist das Allerwichtigste, ohne Familie da wäre ich untergegangen, da hätte ich nie loslassen können, durch die ganzen Schwierigkeiten*» (Freisler-Mühlemann

2011, S. 98). Die so errungene familiäre und gesellschaftliche Zugehörigkeit vermittelte ihnen die ersehnte Empfindung von Normalität.

Späteres Erwachsenenalter

Im Mittelpunkt der Analyse standen die Lebenserinnerungen von fünf verdigten Menschen. In der Gestalt von Erinnerungen haben sie persönliche Erlebnisse und Erfahrungen formuliert, die sich über die Jahre verändert und umgeformt haben und sich im späteren Erwachsenenalter als je unterschiedliche Wandlungstypen abzeichneten (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 186ff.).

Vollständige Wandlung

Frau Hauser hat als Einzige ihre Sicht auf sich selbst und auf die Welt vollständig transformiert. Diese vollständige Wandlung wurde durch einen «professionellen Lernprozessor» (Marotzki 1990, S. 152) in die Wege geleitet, als Frau Hauser in einer verzweifelten Lebenssituation war: *«Ich habe eine sehr sehr gute Psychotherapeutin gehabt, die war nicht nur Psychotherapeutin, sondern auch Psychoanalytikerin und das war das Fundament dafür, dass ich wirklich alles habe aufarbeiten können, also die ganze Kindheit, die ganzen Ereignisse und auch mich habe weiterentwickeln können»* (Freisler-Mühlemann 2011, S. 129). Die emotionale Unterstützung durch die Psychoanalytikerin half ihr, die Vergangenheit aufzuarbeiten und durch einen qualitativen Sprung ihre Sicht auf die Welt und auf sich nachhaltig zu verändern: *«Also das kommt mir manchmal vor wie ein Quantensprung»* (Freisler-Mühlemann 2011, S. 128). Eine totale Wandlung eines Menschen bezeichnen Berger und Luckmann (2009, S. 168) als «Verwandlung». Für eine Verwandlung sind ihrer Ansicht nach vier Bedingungen notwendig: Zum einen muss eine neue überzeugende Plausibilitätsstruktur als neuer interaktiver Raum vorhanden sein; zum anderen muss es einen «Führer der neuen Wirklichkeit» geben, mit dem sich die Person identifizieren kann. Diese Psychoanalytikerin als «Führer[in] der neuen Wirklichkeit» (Berger/Luckmann 2009, S. 168) vermittelte die neue Plausibilitätsstruktur und führte in die neue Wirklichkeit ein. Als Voraussetzung dazu nennt Rosenthal (1987, S. 30) drittens: «Mit diesen signifikanten Anderen muss sich das Subjekt ähnlich wie in der primären Sozialisation identifizieren können; unausweichlich müssen die Kindheitserlebnisse der Gefühlsabhängigkeit von signifikanten Anderen noch einmal nachvollzogen werden»: *«Am meisten geprägt hat mich in den letzten Jahren eben die zehn Jahre Therapie. Das hat mich schon geprägt, ich habe – von mir aus gesehen – eine*

tiefe Bindung zu dieser Frau aufgebaut, die darf so nicht sein, also man lebt sie nicht diese Bindung, aber für mich besteht sie und auch wenn ich mal nicht weiter weiss, dann wende ich mich an sie und ich kann auch jederzeit ein Gespräch mit ihr führen, also sie ist nicht verschwunden. Sie ist da und für mich real» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 127). Die Psychoanalytikerin hat Frau Hauser die gefühlsmässige «Identifikationsmöglichkeit» bieten können, die ihr in der primären Sozialisation verwehrt geblieben war. So ging der Wechsel der Plausibilitätsstruktur einher mit einer Abkehr vom früheren Welt- und Selbstbild. Frau Hauser hat dabei die signifikanten Anderen ausgetauscht: die Mutter durch die Psychoanalytikerin. Vierte Bedingung für eine solche Verwandlung ist die Legitimation, indem die Vergangenheit reinterpretiert und die Wirklichkeit kognitiv neu konstruiert wird: «Weil dem Einzelnen die neue Wirklichkeit nun absolut plausibel erscheint, kann er absolut aufrichtig sein. Subjektiv erzählt er keine Lügen über die Vergangenheit, er bringt sie vielmehr auf ‚Vordermann‘ jener einen ‚Wahrheit‘, die Vergangenheit und Gegenwart umgreifen muss» (Berger/Luckmann 2009, S. 171). In den Worten von Marotzki (1990) hat sich das Verhältnis der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Ebene der Biografie aus der Sicht des Biografieträgers verändert. Dieser totale Wandel zeigt sich bei Frau Hauser daran, dass sie mit 54 Jahren ihr Handelsdiplom abschloss und erfolgreich die Motorrad- und Autoprüfung bestand. Dank des Handelsdiploms fand sie eine Arbeit als Behindertenbetreuerin. Ihre Familie und ihr Beruf gaben ihr das so lange Zeit Vermisste: einen Halt, eine Ordnung und den Glauben an ihre Existenzberechtigung. Im späteren Erwachsenenalter zeigt Frau Hauser eine zukunftsgerichtete Lebensgestaltung, indem sie ihre Ressourcen nutzte, um private und berufliche Zielvorstellungen zu realisieren (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 130).

Partielle Wandlung

Im Unterschied zur Verwandlung, in der sich einschneidende Veränderungen in der Lebensgestaltung vollziehen, geschieht dies bei partiellen Wandlungen allmählich. Rosenthal versteht darunter diejenigen Entwicklungen, «bei denen ein Verwandlungsprozess einsetzt, der jedoch nicht die vollständigen Bedingungen, die zu einer totalen Verwandlung führen, aufweist» (Rosenthal 1987, S. 31). Vollständige Bedingungen haben wir laut Rosenthal dann, wenn die gänzliche Ablösung von der alten Welt stattgefunden hat (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 53). Der partielle Wandlungstyp trifft auf Herrn Müller, Frau Roth und Herrn Tanner zu – somit auf die Mehrheit der Untersuchten. Bei Herrn Müller ist die partielle Wand-

lung darin zu sehen, dass er durch langwierige Lernprozesse seine Welt- und Selbstsicht so verändert hat, dass er zunehmend Vertrauen in seine Fähigkeiten gewonnen hat und sich sozial integrieren und gesellschaftlich neu positionieren konnte: Er ist eine Partnerschaft eingegangen, hat eine Familie gegründet und eine Firma aufgebaut. Von seiner alten Welt (Kindheit und Jugend) konnte er sich dennoch nicht vollständig lösen: Der hohe Leidensdruck und die noch unbewältigten Gefühle spiegeln sich darin wider, dass Herr Müller einen handgeschriebenen Zettel aufbewahrte – vom Vater zuhanden des Onkels verfasst –, auf dem Ersterer dem Bruder die Vollmacht für die Erziehung von Herrn Müller und seiner Schwester erteilt. Zudem war Herr Müller in emotional belastenden Erzählsituationen auf die Unterstützung seiner Frau angewiesen, die bei beiden Interviews im Hintergrund anwesend blieb und immer zur Stelle war, wenn Herr Müller sie zu sich rief (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 112). Trotz neuer sozialer Stellung in der Gesellschaft – die den Betroffenen auch ein Stück weit die ersehnte Normalität ermöglichte – ist bei dieser Wandlungsform «die gänzliche Ablösung von der alten Welt nicht vollzogen worden» (Rosenthal 1987, S. 31): Berger und Luckmann (2009, S. 73) präzisieren den Begriff wie folgt: «Im Falle von Teilumwandlungen wird die Gegenwart im Namen der Vergangenheit uminterpretiert, dabei wird der Zusammenhang mit der Vergangenheit aufrechterhalten, während bei einer totalen Verwandlung die Vergangenheit im Namen der Gegenwart uminterpretiert wird.» Die Orientierung an der Vergangenheit kommt in der Erzählung von Herrn Tanner durch folgende Aussage zum Ausdruck: «*Ich bin lebenslang als Sohn eines Mörders, also von unten nach oben, tituliert worden, oder, so lang ich mich zurückerinnern kann*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 143). Von der Stigmatisierung als Sohn eines Mörders hat er sich zeitlebens nicht befreien können. Zudem berichtete Herr Tanner sowohl in der Eingangs- wie auch in der Schlusssequenz ausführlich über seine Vorfahren: «*Das hat eine Vorgeschichte mit den Vorfahren, da ist es losgegangen, das waren ja Knechte aus Süddeutschland, die dann vor dem ersten Weltkrieg mittellos in die Schweiz transportiert wurden, um zu arbeiten*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 142); «*ich habe an vielen Orten gearbeitet, aber das ist irgendwie auf die Vorfahren zurückzuführen, das ist doch möglich, dass man da etwas mitgenommen hat, oder? Es waren alles ein wenig Unstetige, die überall was gemacht haben und nachher das Aufbrausende, oder wenn ihm etwas nicht passte, hat er die Ware hingeworfen und ist gegangen*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 151). Herr Tanner führte sein unstetes Leben auf seine Vorfahren zurück; dieses Unstete habe sich auch auf seine berufliche Tätigkeit ausgewirkt und

sich darin geäussert, dass er eine Arbeit schnell aufgab und keinen Durchhaltewillen an den Tag legte. Trotz seines unsteten Charakters, den er seinen Vorfahren und damit seiner Vergangenheit anlastete, hat auch er sich darum bemüht, Normalität zu leben: Er ist eine Ehe eingegangen, hat sich eine Existenz als Heizungsmonteur aufgebaut und wurde Besitzer eines Eigenheims. Bei Frau Roth zeigt sich die partielle Wandlung daran, dass es auch ihr gelang, sich beruflich und privat zu etablieren, die fehlende Ablösung von der alten Welt wird in folgenden Worten erkennbar: «*Also man sieht heute noch Striemen am Rücken, wenn ich im Solarium bin. Vor drei Jahren war ich mit einem Freund im Solarium und er fragte mich, was ich für Striemen am Rücken habe. Dann sagte ich ihm, das ist von damals, das macht nichts, die Schmerzen waren nicht gross, aber die Inneren*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 135). Diese Aussage lässt erahnen, wie sehr sie die seelischen Wunden dieser Misshandlungen durch die Pflegeeltern, die ihr Geborgenheit, Zuneigung und Wertschätzung hätten vermitteln sollen, belastet haben. Es wird hier, mit Berger und Luckmann (2009, S. 173) gesprochen, der Zusammenhang mit der Vergangenheit aufrechterhalten: «*Es ist mein Leben, es ist mein Schicksal*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 141).

Latente Wandlung

Die Rekonstruktion der Lebensgeschichte von Herrn Meier deutet auf eine latente Wandlung hin. Bei dieser Form der Wandlung ist dem Subjekt zu keinem Zeitpunkt eine Veränderung seines Selbst bewusst (Rosenthal 1987, S. 29): «*Also ich bin jetzt 61 ½ jährig, bin in Verwahrung in der Strafanstalt, und habe keine wirklichen Perspektiven, weil bei mir das Problem besteht, dass ich nicht geständig bin und aus diesem Grund heisst es, ich sei nicht einsichtig und wer nicht einsichtig ist, der gilt als nicht therapierbar, und somit hat jemand einfach gar keine Chance mehr, je wieder in Freiheit zu kommen, wenn ich bei dem bleibe. Ich kann nicht geständig sein, weil ich die mir vorgeworfene Straftat tatsächlich nicht begangen habe, das sagen ja sogar die angeblichen Opfer, meine zwei Stiefsöhne, aber man glaubt ihnen nicht*» (Freisler-Mühlemann 2011, S. 155). Das Gesprächsthema dreht sich immer wieder um Herrn Meiers Verwahrung, um seine Perspektivlosigkeit und um seine Ohnmacht der Justiz gegenüber. Herr Meier präsentiert sich im Interview als zeitlebens missverstandenes und ausgebeutetes Opfer. Seine Uneinsichtigkeit korrespondiert mit seiner Selbstwahrnehmung, der zufolge bei ihm auch keine einschneidenden Veränderungen stattfinden konnten – es gelten somit weiter die «in der Vergangenheit begonnenen Ordnungsstrukturen» (Schütze 1981, S. 108). In dem Sinne zeichnet

sich bei Herr Meier keine bedeutsame Transformation seines Welt- und Selbstbildes ab. Der kontrastive Vergleich der fünf Lebensgeschichten zeigt eben auch, wie schwierig ein solcher Schritt ist für Menschen, die in ihrer Lerngeschichte statt Vertrauen und Wertschätzung tief gehende Diskriminierung und Stigmatisierung erfahren haben (vgl. Freisler-Mühlemann 2011, S. 188).

Schlusswort

Die hier vorgestellte Studie beleuchtet mit der Auswertung von fünf narrativen Interviews nur einen Teil des Auseinandersetzungsprozesses verdingter Menschen mit der sozialen und gesellschaftlichen Umwelt. Sie erhebt nicht den Anspruch, repräsentativ zu sein, wohl aber auf bedeutsame Aspekte und psychosoziale Mechanismen biografischer Erfahrung in einem bestimmten historischen und sozialen Kontext hinzuweisen. Und sie zeigt des Weiteren an den diskutierten Beispielen auf, wie stark sich gesellschaftliche Stigmatisierung und Diskriminierung auf Deutungsmuster, auf Handlungsorientierung und auf Lebenssinn der betroffenen Menschen auswirkt. Die Studie unterstreicht damit, dass es zentral ist, die sensible Wechselwirkung von gesellschaftlichen Bedingungen und individueller Lebensführung zu beachten, und unterstreicht die Bedeutung kollektiver Vergangenheit für die Gegenwart.

Literatur

- Abels, Heinz (2009). Einführung in die Soziologie. Band 2: Die Individuen in ihrer Gesellschaft. 4. Aufl., Wiesbaden.
- Aeschlimann-Vogel, Elsbeth/Noser, Walter (2002). *Vormundschaft: Hand in Hand mit den Behörden*. Zürich.
- Aerni, Fritz (2005). *Wie es ist, Verdingkind zu sein*. 3. Aufl., Zürich.
- Akermann, Martina/Furrer, Markus/Jenzer, Sabine (2011). *Zwischenbericht Untersuchung Kinderheime im Kanton Luzern (1930–1970)*. http://www.kinderheimeschweiz.ch/de/pdf/zwischenbericht_kinderheime_luzern_1930_bis_1970_prof_markus_furrer.pdf
- Alheit, Peter/von Felden Heide (2009). *Einführung: Was hat lebenslanges Lernen mit Biographieforschung zu tun*. In: Alheit, Peter/von Felden, Heide (Hrsg.), *Lebenslanges Lernen und erziehungswissen-* schaftliche Biographieforschung: Konzepte und Forschung im europäischen Diskurs. Wiesbaden, S. 9–20.
- Andres, Sandra (2005). «*L'institution cantonale en faveur de l'Enfance malheureuse et abandonnée*». Rechtliche und soziale Aspekte des Verdingkinderwesens im Kanton Waadt 1888–1939. Lizentiatsarbeit Universität Zürich.
- Bartmann, Sylke (2006). *Flüchten oder Bleiben? Rekonstruktion biographischer Verläufe und Ressourcen von Emigranten im Nationalsozialismus*. Wiesbaden.
- Bateson, Gregory (1981). Ökologie des Geistes: anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt am Main.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1961/1962, 2009). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theo-*

- rie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main.
- Berk, Laura, E. (2011). *Entwicklungspsychologie*. 5. Aufl. München
- Böhnnisch, Lothar (2006). *Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung*. Weinheim, München.
- Böhnnisch, Lothar (2004). *Männliche Sozialisation. Eine Einführung*. Weinheim, München.
- Böhnnisch, Lothar (1994). *Gespaltene Normalität: Lebensbewältigung und Sozialpädagogik an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft*. Weinheim, München.
- Bowlby, John (2001). *Frühe Bindung und kindliche Entwicklung*. München.
- Bowlby, John (1987). *Bindungen*. In: Grossmann, K./Grossmann, K. (Hrsg.): *Bindung und menschliche Entwicklung*. Stuttgart, S. 22–36.
- Bowlby, John (1980). *Verlust, Trauer und Depression*. München.
- Bowlby, John (1975). *Bindung: Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung*. München.
- Bowlby, John (1972). *Mutterliebe und kindliche Entwicklung*. München, Basel.
- Dausien, Bettina (1996). *Biographie und Geschlecht: Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeiten in Frauenlebensgeschichten*. Bremen.
- Dilthey, Wilhelm (1968). *Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften*. Schriften Band V. Göttingen.
- Dohrenwend, Barbara Snell/Dohrenwend, Bruce Philipp (1973). *Stressful life events: their nature and effects*. New York.
- Durkheim, Emile (1999). *Der Selbstmord*. Frankfurt am Main.
- Ecarius, Jutta (2006). *Biographieforschung und Lernen*. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.), *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Wiesbaden, S. 91–108.
- Erikson, Erik (1994). *Identity: youth and crises*. New York.
- Erikson, Erik (1980). *Identität und Lebenszyklus: drei Aufsätze*. Frankfurt am Main.
- Fatke, Reinhard (1979). *Kinder erfinden Geschichten – und was man daraus ler-*
- nen kann
- In: Baacke, Dieter/Schulze, Theodor (Hrsg.), *Aus Geschichten lernen*. München, S. 263–275.
- Filipp, Sigrund-Heide/Aymanns, Peter (2010). *Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens*. Stuttgart.
- Filipp, Sigrund-Heide (1995). *Kritische Lebensereignisse*. Weinheim.
- Finsterwald, Marco (2005). *Kindswegnahmen durch das Jugendamt Bern in den 1950er Jahren*. Universität Bern. Bern.
- Fischer, Wolfram (1982). *Time and Chronic Illness. A Study on the Social Constitution of Temporality*. Berkeley.
- Freigang, Werner/Wolf, Klaus (2001). *Heimerziehungsprofile*. Weinheim.
- Freisler-Mühlemann, Daniela (2011). *Verdingkinder – ein Leben auf der Suche nach Normalität*. Bern.
- Glinka, Hans-Jürgen (2003). *Das narrative Interview*. Weinheim, München.
- Grenacher, Henriette (2005). *Geraubte Kindheit. Die Lebensumstände von Verdingkindern in der Schweiz und die Auswirkungen auf ihr Leben als Erwachsene*. Fachhochschule Soziale Arbeit Bern. Bern.
- Häsler, Mirjam (2008). *Gesetzliche Entwicklung des Pflegekinderwesens*. In: Leuenberger, Marco/Seglias, Loretta (Hrsg.), *Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen*. Zürich, S. 81–89.
- Haslimeier, Gotthard (1955). *Aus dem Leben eines Verdingbuben*. Affoltern am Albis.
- Holmes, Thomas/Rahe, Richard (1967). *The social readjustment rating scale*. Journal of psychosomatic research, 11, S. 213–218.
- Huonker, Thomas (2002). *Anstaltseinweisungen, Kindswegnahmen, Eheverbote, Sterilisationen, Kastrationen*. Zürich.
- Hurrelmann, Klaus (2006). *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim.
- Katschnig, Heinz/Nouzak Anita (1999). *Life-Event-Forschung*. In: Asanger, Roland/Wenninger Gerd (Hrsg.), *Handwörterbuch Psychologie, Psychologie Verlags Union*. Weinheim.

- Kilb, Barbara (2006). *Bildungsprozesse durch kritische Lebensereignisse und Krankheitserfahrungen*. Universität Mainz.
- Kokemohr, Rainer (2007). *Bildung als Welt- und Selbstentwurf im Anspruch des Fremden. Eine theoretisch-empirische Annäherung an eine Bildungsprozesstheorie*. In: Koller, Hans-Christoph (Hrsg.), *Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse*. Bielefeld, S.13–68.
- Koller, Hans-Christoph (2012). *Anders Werden. Zur Erforschung transformatorischer Bildungsprozesse*. In: Miethe, Ingrid (Hrsg.), *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie*. Opladen, S. 19–34.
- Kraul, Margret/Marotzki, Winfried (2002) (Hrsg.). *Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung*. Opladen.
- Krüger, Heinz-Hermann (2006). *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. In: Friebertshäuser, Bettina/ Prengel, Annedore (Hrsg.), *Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim, München, S.43–55.
- Kuckartz, Udo (2007). *Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis*. Wiesbaden.
- Lazarus, Richard S./Folkman, Susann (1984). *Stress, appraisal, and coping*. New York.
- Leuenberger, Marco/Mani, Lea/Rudin, Simone/Seglias, Loretta (2011). «*Die Behörde beschliesst» – zum Wohl des Kindes?: fremdplatzierte Kinder im Kanton Bern 1912–1978*. Baden.
- Leuenberger, Marco/Seglias, Loretta (Hrsg.) (2008). *Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen*. Zürich.
- Leuenberger, Marco (1991). *Verdingkinder. Geschichte der amenrechtlichen Kinderfürsorge im Kanton Bern 1847–1945*. Universität Freiburg. Freiburg.
- Marotzki, Winfried (2007). *Qualitative Biographieforschung*. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbeck, S. 175–186.
- Marotzki, Winfried (2006). *Forschungsmethoden und –methodologie der erziehungs-* wissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.), *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. 2. Aufl., Opladen, S. 111–136.
- Marotzki, Winfried (1990). *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie*. Weinheim.
- Meier, Beat (2002). *Eine (Schweizer) Kindheit... unter vielen ähnlichen*. Autobiographischer Roman. Regensdorf.
- Merton, Robert (1995). *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin, S. 399–413.
- Montada, Leo (1995). *Frage, Konzepte, Perspektiven*. In: Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie*. Weinheim.
- Niethammer, Lutz (1980). *Lebensfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der «Oral History»*. Frankfurt am Main.
- Reck, Corinna (2001). *Kritische Lebensereignisse und Depression. Life-Event-Forschung im Überblick*. Lengerich.
- Riemann, Gerhard (1987). *Das Fremdverstehen der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten*. München.
- Rosenthal, Gabriele (2005). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim, München.
- Rosenthal, Gabriele (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt, New York.
- Rosenthal, Gabriele (1987). «...Wenn alles in Scherben fällt...» *Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgenerationen*. Opladen.
- Scherpner, Hans (1927/28). *Formen persönlicher Fürsorge in den Vereinigten Staaten*. Berlin.
- Schütze, Fritz (1987). *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen. Teil I: Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe erkennen können*. Hagen.
- Schütze, Fritz (1983). *Biographieforschung und narrative Interviews*. In: Neue Praxis (3), S. 283–294.
- Schütze, Fritz (1981). *Prozessstrukturen des Lebenslaufs*. In: Matthes, Joachim (Hrsg.), *Biographie in handlungswissen-*

- schaftlicher Perspektive. Nürnberg, S. 67–156.
- Seelmeyer, Udo (2008). *Das Ende der Normalisierung? Soziale Arbeit zwischen Normativität und Normalität*. Weinheim, München.
- Stettler, Doris (2004). *Im Stillen klagte ich die Welt an. Als «Pflegekind im Emmental»*. Zürich.
- Vorländer, Hans (1990). *Oral Histroy. Mündlich erfragte Geschichten*. Göttingen.
- Wierling, Dorothee (2003). Oral History. In: Mauer, Michael (Hrsg.), *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*. Stuttgart. [Aufriss der Historischen Wissenschaft, Bd. 7], S. 81–151.
- Wohlwend, Lotti (2006). *Silas. Gejagt, geschunden, gedemütigt – ein Report*. Frauenfeld.
- Wohlwend, Lotti/Honegger, Arthur (2006). *Gestohlene Seelen. Verdingkinder in der Schweiz*. Frauenfeld.
- Zatti, Kathrin Barbara (2005). *Das Pflegekinderwesen in der Schweiz – Analyse, Qualitätsentwicklung und Professionalisierung*. Expertenbericht im Auftrag des Bundesamtes für Justiz. http://www.bfm.admin.ch/content/dam/data/gesellschaft/gesetzgebung/kinderbetreuung/ber_pflegekinder-d.pdf

Anmerkungen

- 1 Die Biografieforschung lässt sich dahingehend von der Oral History abgrenzen, dass es sich bei der Oral History nicht nur um einen bestimmten Quellentypus sondern gleichzeitig auch um eine Methode der historischen Forschung handelt (vgl. Niethammer 1980). Oral History bezeichnet sowohl das eigentliche Interview als auch seine Vorbereitung, Durchführung, Aufbereitung und Interpretation (Wierling 2003). Nach

meinem Kenntnisstand greift die Oral History bei der Auswertung der Daten auf sozialwissenschaftliche Methoden zurück. Ein wesentlicher Unterschied zwischen schriftlichen Erinnerungstexten und Oral-History-Interviews besteht darin, dass es sich bei Zeitzeugengesprächen um die einzige Quellengattung handelt, die erst durch das Interesse der Forschenden produziert wird (vgl. Vorländer 1990, S. 20)